

# Hans Carossa

Autor(en): **Hausenstein, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1928)**

Heft 12

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759745>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Hans Carossa

(Zur 50. Wiederkehr seines Geburtstages am 15. Dezember 1928) <sup>1)</sup>

von *Wilhelm Hausenstein*

Nomen est omen. Der Großvater, der am untern Inn saß, wurde auf die Bitte eines kinderlosen Ehepaares in Verona vom Passauer Bezirksamt gefragt, ob er bereit sei, eines seiner dreizehn Kinder zur Adoption herzugeben – eben jenem Ehepaar, das den Namen Carossa trug. Der Großvater verweigerte es. Aber der Großvater Carossa am untern Inn konnte nicht hindern, daß der Name eine wesensbestimmende Kraft barg. Wahrscheinlich wußte er nichts von ihr; denn erst in einem Enkel, dem Dichter, kam sie auf eine Art, die öffentlich verspürt wird und dem Bewußtsein einer Gemeinde teuer ist, zur Geltung.

Die oberitalische Herkunft der Familie scheint keinen Zweifel zu leiden. Von Verona her hätte also dies Blut den natürlichen Weg zum Brenner gefunden, und zu Innsbruck hätte es sich in den Fluß gemischt, der den Süden tausendmal und abertausendmal, vorüber an Hall und Schwaz, an Kufstein, Rosenheim und Wasserburg, bis Passau getragen hat. In diesem einen, späten Manne nun, unserem Hans Carossa, wäre das Ereignis zur Urkunde geworden. Es *ist* Urkunde geworden, und ihr Wert geht mehr Menschen an, als die sind, die ihn kennen – ob es auch wahr sein muß, daß innerhalb der Gewöhnlichkeit unseres Zeitalters, inmitten ihrer vorlauten Betriebsamkeit die dankbaren Leser der Bücher dieses Dichters sich nur zu einer Minderheit zusammenfinden können.

Die Erscheinung stellt den Typus dar, den der Namen ankündigt. Noch hält das dichte Haar die Dunkelheit, die zum Namen gehört wie die Schwärze zur Nacht oder die Wolke zum Gewitter; die Bräune der Augen ist tief wie bei den Menschen des Mittelmeers; die Bildung des Gesichtes ist der entschiedenen, der völlig ausgewölbten Plastizität des Südens verwandt; es ist ein fertiges Antlitz nach der Weise der

---

<sup>1)</sup> Aus dem zu Ehren Hans Carossas erscheinenden Bande, den der Insel-Verlag herausgibt. Im selben Verlag sind Carossas Werke erschienen: *Eine Kindheit*; *Rumänisches Tagebuch*; *Dr. Bürgers Ende*; *Gedichte*; *Wandlungen einer Jugend* (daraus ein Kapitel „Der große fließende Magnet“ in unserem Aprilheft 1928).

Gesichter von der anderen Seite der Alpen, und die Bronze eines Florentiners wäre ihm nicht unangemessen. Das Temperament: nach außen ist es ohne Geste; es ist eingezogen. Aber im Innern geht es um, mit aller jener Romantik der Empfindungen und Gebärden, die der Menschennatur des Südens zugerechnet wird. In Generationen wurde dies Temperament bayrisch und bäuerlich oder landstädtisch beschwichtigt; es ist nach innen geschlagen worden; es ist – scheuen wir das Wort nicht – auf die gute alte deutsche Weise verinnerlicht. Doch hat es seine Glut gehalten; wer diesem Mann begegnet, muß merken, daß da ein glühendes Leben die Verborgenheit sucht. (Es ist die Verborgenheit Münchens.)

Wäre es anders möglich, als daß der so bestimmte und darum so zu beschreibende Mann dem katholischen Leben zugeordnet ist? Beileibe nicht auf streitbare Art; nur der katholischen Atmosphäre eingewoben. Man braucht mit ihm auch gar nicht davon gesprochen zu haben. Ruhig spricht die Erscheinung, und die Bücher sprechen, auch wo ihr Ton mittelbar ist. In der Erzählung von Doktor Bürgers Ende kommt ein Bischof vor – ein Bischof auf der Donau. Es wird nicht viel von ihm gesagt; aber sein Auftritt autorisiert das ganze Buch – leise, von fernher, aus freundlichem Abstand, mit geheimer Autorität. Der zweite Band der Erinnerungen aus der Jugend hat den Schauplatz Landshut; die geistliche Beschaffenheit des Gymnasiums ist die Achse des Buches, und wenn die Erzählung auf der Höhe des Turmes der stethaimerischen Martinskirche aufhört, wie eben ein Turm selbst, eine gotische Pyramide aufhört, nämlich mit einem goldenen Knauf oder einer Kreuzblume und mit dem frühesten und spätesten Strahl der rötlichen Sonne, so ist die Katholizität des Buches damit nur richtig vollendet, so still, so unmittelbar die Aussagen immer sein mögen. Auch scheint mir, das Liebeserlebnis mit der Dienstmagd in diesem Buch sei eine katholische Geschichte; das Mädchen müsse Afra heißen, und was da geschehe, was da unterbleibe, gehöre dem Stil der Heiligenlegenden an. So scheint es mir, obgleich ich sehe, daß die für den Schlaf entblößte Brust ein Marmor aus der Antike ist, eine klassische Nacktheit; aber es ist eine griechische Blöße in gotischer Situation – und wo wäre die Katholizität eines südlichen Menschen aus veronesischer Abkunft, aus der fernen Heimat des Romeo und der Giulietta gänzlich vom Zusammenhang mit dem Unbefangenen-Heidnischen der Griechen und Römer abgelöst? Neben dem segnenden Kleriker steht mit der brennenden Fackel Cupido.

Das Einzelne dieses Lebens, das den humanioren Namen einer Vita annehmen darf, bestätigt und ergänzt, was gesagt wurde.

Jener 15. Dezember 1878 wurde von dem Neugeborenen in Tölz erlebt. Tölz – dies ist ein Badeort; aber der Badeort, der den ärztlichen Vater anzog, hat sich an einem alten Markt entwickelt, den man nicht durchwandern kann, ohne seiner geheimen Klassizität innezuwerden: die Breite der Häuser, die Flachgiebligkeit, alle diese Dimensionalität, der barocke Schmuck der Malereien an den Fronten, der täglich auf eine römisch-katholische Prozession zu warten scheint, die Weite und Festigkeit im Gefüge der Straße, die ein Platz ist – dies Ganze hat mit Latinität zu tun. Das Leben des Heranwachsenden gedeiht weiter im Oberbayrischen und Niederbayrischen: das heißt in einem Lande, das einen Boden alter römischer Kolonisation und einen sicheren Urgrund römischkatholischer Gegenreformation darstellt; in einem Lande, das vom Limes begrenzt und seitdem auf alle Zeiten für das « Römische » prädestiniert worden ist. Das Gymnasium zu Landshut ist das Gymnasium einer Stadt, in der Henri Beyle-Stendhal, wie im Tagebuch eines Egotisten zu lesen ist, mit Staunen binnen etlicher Minuten an Frauen ebensoviele römische Profile und Staturen wahrzunehmen meinte. Die Häuser der Stadt mögen gotisch oder barock sein: sie haben die breite Hingezogenheit und Statik des Antikischen; die Fraktur der Gotik straft sich Lügen, indem sie unter dem Gesetz einer dauernden Metamorphose sich in Antiqua zu verwandeln scheint. Das Studium führt den jungen Mediziner nach München und Würzburg: in die Welt eines Klenze und in die Welt des Neumann, dem Tiepolo zur Seite tritt – in eine klassische und geistlich-barocke Atmosphäre. Und wirklich gibt es in diesem Menschenleben nur einen einzigen exzentrischen Punkt, den er freiwillig, über die Reichweite des natürlichen Radius hinaus, gesucht hat: Leipzig, das Leipzig einer bedeutenden medizinischen Fakultät. Sonst ist dies Menschenleben völlig im Sinne der angegebenen Determination geschlossen. Der junge Arzt Carossa praktiziert in Passau, der letzten der südlichen Städte, einer gleichsam noch italischen Stadt, und nach den Passauer Jahren sucht er 1914 München, das im « ultramontan »-barocken und im klassizistischen Sinne geprägt, also in jedem Fall (und darauf kommt es hier an) südlich geprägt ist.

Dies sind die Voraussetzungen, die geradezu ethnisch festen Voraussetzungen, aus denen gekommen ist, was am literarischen Werke Carossas mit Fug und Recht das Klassische geheißen wird. Es ist wahr, daß dies Klassische sich auch auf rein literarischen Bahnen gebildet

hat, in der Höhe der Abstraktionen, die einem geistigen Leben möglich sind: im versuchenden Umkreisen der Schönheit Goethes. Es ist dazu aber auch wahr, daß dies Klassische seine produktive Bedingnis in einem Zustand hat, den man die natürliche und geschichtliche Beharrung des Südens überhaupt und zumal seine Beharrung in einer über die Zeiten greifenden, von ihnen freien, also absoluten klassischen Identität nennen könnte. Mit anderen Worten: es ist zugleich wahr, daß der klassische Ton der Bücher Carossas substanzielle Voraussetzungen in der Herkunft, in einer heimatlichen Welt hat – eben in jenem südlichen Bayern, dessen Determination, ob altrömisch, ob mittelalterlich-christlich, ob gegenreformatorisch, immer dem Lateinischen verwandt genannt werden muß. Dieser Dichter, den gar noch die veronesischen Hintergründe frühester Abkunft bestimmen, dankt seinen klassischen Ton am gewissesten dem Spielraum, den sein Leben sich zugewiesen sah. Dieser Spielraum beginnt auf dem Scheitel der Alpen, dort, wo das schöne Gedicht vom Gipfel entstand:

Unzugänglich schien der Gipfel,  
 Nun begehnt wir ihn so leicht.  
 Fern verdämmern erste Wege.  
 Neue Himmel sind erreicht.  
 Urgebirg und offene Länder  
 schweben weit in eins verspielt.  
 Städte, die wir nachts durchzogen,  
 sind ein einfach-lichtes Bild.  
 Helle Wolke streift herüber.  
 Uns umweht ihr Schattenlauf.  
 Große blaue Falter schlagen  
 sich wie Bücher vor uns auf.

In dieser Höhe beginnt der Spielraum – dort, wo man, die deutsche Heimat im Rücken, den nahen Süden ahnt und wo man, den Süden wie eine Lehne hinter sich, *die deutsche Heimat klarer begreift*. Der Spielraum geht über die Hochebene mit den Seen und reicht bis an die Donau – genau bis an die Donau, die der Grenzstrom der Römer und der Gegenreformation gewesen ist. Und wenn es wahr ist, daß dies Gipfelgedicht zusammen mit dem Gedicht « von Lust zu Lust » und mit der Ballade vom « Städtlein in der Hand des Heiligen » dem innern Ring des Schönsten im Bezirk seiner Verse angehört, so ist ganz gewiß, daß im zweiten Band der Jugendgeschichte die Seiten

über den « großen fließenden Magneten », die Seiten über die Donau die herrlichsten sind. Mein Exemplar dieses Buches fällt an dieser Stelle längst entzwei . . . Wäre dieser Spielraum nun eng? O, er ist eine Welt, und wie alle wahre Welt ist er voll der Größe. Wer an ihm teilhat, kommt dahin, kaum mehr zu brauchen. Die Menschen, die touristisch daherziehen, haben von der Schönheit des südlichen Bayern keinen Begriff: von dieser Schönheit, die mit der Größe ihrer Form dem klassischen Ton bereitsteht wie ein Gefäß. Jene Münchner Männer um 1820, 1830, 1840 haben gewußt, weshalb sie klassisch bauten; eine Laune war es nicht, noch war es ein bloßes Kapitel aus der Dialektik der Stilgeschichte . . . Und wenn jene Welt zwischen Alpen und Donau je eine Grenze hatte: so gab es an der Donau das Erlebnis mit der Wasserschlange, in der die Weite des Stromes, schon an sich gleichsam grenzenlos, noch einmal unendlich wurde; denn die Schlange ist das Zeichen der Unendlichkeit.

Leugnen wir es nicht: es gibt in der deutschen Dichtung die bedeutende, Transalpinen einschließende Schönheit der süddeutschen Determination. Rilke hat im Reich dieser Schönheit sein inniges und großgeformtes Wort gesprochen; George steht darin still. Carossa ist ein reiner Name dieses Reiches – und wenn er das Verlangen nach der Unmerklichkeit seines Namens in sich trägt, den Drang, sich zu verbergen, so ist sein Name gerade deshalb und um so viel edler, um so viel, wie er trachtet, sich zu verhehlen . . . . Man muß hier auch daran erinnern, daß Hofmannsthal, der es weiß wie nur irgend jemand, das Wesen Carossas einmal in der Vereinigung des Deutschen und des Lateinischen gefunden hat.

Die Klassizität seiner Erzählung erreicht jene Stufe der Vollendung, auf der das Klassische sich als das *Einfache* erweist. Die beiden Bücher von der Jugend und das von dem Ende des Doktors Bürger stehn in der Einfachheit des Legendären da; jedes Gemüt muß sie begreifen – es kommt nur darauf an, ob die Gemüter da sind; dies ist die einzige und freilich ziemlich verzweifelte Frage. Die Klassik ist einer edlen Volkstümlichkeit gleich geworden; ein Kalender nach dem Herzen Hebels würde sich an dieser klaren Kunst des Erzählens freuen können; gute Schulbücher könnten an diesem Erzählen das Deutsche lehren helfen, dessen Form so sehr einer zunehmenden Gewißheit bedarf.

Doch wie Carossa nicht ein Epigone des Klassischen ist, sondern ein natürlich-neues Aufgehn des Klassischen aus einem von altersher vorbereiteten Boden: so ist seine Erzählung auch wahrlich nicht,

zugunsten irgendwelcher klassizistischen Vereinfachung, der Empfindung für die Komplikationen unseres Augenblicks ledig. Da liegt das Kriegstagebuch des Arztes aus Rumänien. Es ist so modern, wie ein Buch unserer Tage es überhaupt sein kann, wenn das Differenzierte bis ins Letzte die Sache unseres Augenblickes ist. Wenn man will, besteht dies Kriegsbuch aus Nuancen; ist es ein Gewebe aus äußersten Feinheiten. Auch darin ist es modern, daß es nicht mehr unternimmt, das Ganze darzustellen – wenigstens nicht auf direkten Wegen. Krieg ist – Weltkrieg; aber dieser Dichter spricht von einem Grashalm, von einem Licht, von einer Stimme – von tausend sogenannten Nebensachen. Indes, das Ganze ist dabei, darüber, darumher und darunter. Das Buch aus dem Krieg ist freilich auch mehr als modern. Es hat mehr für sich als eine genau fühlende Haltung zur Aktualität des Augenblicks. Man muß sehen, wie dies Buch den Krieg *erträgt*. Es wird kein Wesen aus dem Krieg gemacht. Es wird nicht polemisiert – weder gegen noch für ihn; da redet kein Krieger und auch kein Pazifist. Der Krieg wird *getragen* – und, o, er trifft auch diesen Mann, in den Leib, in die Seele, verwundet außen und innen! Aber diesem Ereignis, das aus vier gleichen Jahren des Grauens besteht, wird nur das Ertragen entgegengesetzt; nicht ein programmatisch tönendes Ertragen, sondern die heroische Passivität, die ihre eigene Würde nicht reklamiert. Mitten in der Roheit und dem Lärm, zwischen Wunden und zerstörter Natur ist auf wunderbare Art – denn alles wird gänzlich mitgelitten – die männlich-zarte Inwendigkeit der Person gewahrt. Nicht wider den Stachel löken. Es ist, wenn mir der Ausdruck verziehen wird, ein dezentes Martyrium – und manchmal habe ich mich gefragt, ob dieser Arzt oder Dichter so weit sei, die Schmerzen nicht mehr zu spüren, wie die Märtyrer sie vielleicht, wenn es am ärgsten war, nicht mehr gespürt haben dank der Treue des Geistes.

Der Mann, der dies schönste deutsche Buch vom Kriege geschrieben hat, hört auch nicht auf, zu lächeln. Es ist wunderbar, zu sehen, wie er guter Dinge ist; von allen möglichen Humoren hat er einen der köstlichsten; tritt er ins Zimmer, er, der Freund, der Arzt, der Dichter (der sich verhehlt), so löst sich die Stockung der Luft, und wenn die Worte heiterer werden, so wird sein Lachen fast verschmitzt, als ob es ein Geheimnis hätte. . . . Aber es hat nur dies Geheimnis: die Kunst, das Leben zu ertragen, ohne wider den Stachel zu löken. Das ist alles. Es ist eine christliche Kunst. Auch eine stoische – auch eine klassische.

Es wurde gesagt, dieser Dichter gestehe sich nicht ein; er melde

sich nicht an als einen Dichter. Und dies gehört zum Wohltätigsten: daß er auch im Dichten nicht die Würde der Erlesenheit in Anspruch nimmt. Nämlich: er ist ein treuer Freund (ein treuerer, als er eingesteht); er ist ein guter Arzt, ein Lebensretter; er ist ein Mensch, der dahingehet, das Leben auf dem Rücken, in den immer staunenden, ehrfürchtigen Augen und in den Knien, die wandernd vorfahren zu Kranken, Gesunden und Landschaften. Die Bücher fallen aus diesem Leben ohne Absicht, nicht im Stil einer hohen Profession; sie sind beiläufig, wie die Kunst eigentlich immer sein sollte. Darum sind sie auch das wohltätige Gegenteil alles Literarischen.

Ist es endlich noch nötig zu sagen, daß sie *deutsch* sind? Sie sind es, so sehr, wie sie gleichsam lateinisch, wie sie humanioren Dinge sind. Daß sie deutsch sind, versteht sich; und was hier als das Südliche bezeichnet wurde, ist nur eine besondere und eigentlich sehr deutsche Wendung dieses Deutschen. Es ist nicht nötig, dies zu beweisen. Aber an die südliche Natur (wahrhaftig: *Natur*) dieses deutschen Dichters durfte in einer so norddeutschen, nein, berlinischen und berlinisch-naturlosen Zeit des deutschen Lebens und Schreibens wohl einmal erinnert werden.